Josef Göppel

Erwartungen

Bericht an Minister Gerd Müller über eine Reise durch Benin vom 18. – 25. März 2019

Die Kinder des Dorfes Monnon im Norden Benins

Foto: Ruth Atchoglo

I. Erste Eindrücke in Cotonou

Beim Aussteigen aus dem Flugzeug der Air France in Cotonou nimmt mir ein Schwall heißer und schwüler Luft fast den Atem. Bisher hatte ich noch in keinem Land Afrikas ein so starkes Bedürfnis, schnell wieder in einen klimatisierten Raum zu kommen. Die Einheimischen sagen dazu entschuldigend, das sei nun allerdings die heißeste Zeit des Jahres.

In **Cotonou** wälzen sich morgens und abends unablässige Autoströme und dazwischen eine noch größere Zahl von Mopeds. Trotzdem bezeichnen europäische Zyniker diese Stadt gelegentlich als Dorf.

Benin ist mit 110.000 km^2 und 11 Mio. Einwohnern in Afrika ein **Kleinstaat**. 50 % der Bevölkerung ist allerdings jünger als 18 Jahre. 1975 änderte die Regierung den alten Landesnamen Dahomey nach einer Meeresbucht in Benin um. Das sagt viel über die inneren Verhältnisse der zahlreichen Volksgruppen. Man konnte sich leichter auf einen „fremden“ Namen einigen, als einem Stamm die herausgehobene Stellung zuzugestehen.

Zu spüren ist das heute noch im Schulunterricht. Nachdem die Regierung 300 Dialekte und **Stammessprachen** zu Regionalgruppen zusammenfasste und die zahlenstärksten unterrichten ließ, holen viele Eltern ihre Kinder aus dem Regionalunterricht ab. Sie sagen, ich bezahle die gleichen Steuern wie mein Nachbar. Wieso soll ich damit seine Sprache finanzieren?

Bei der Einstellung zur **französischen Sprache** spielt noch etwas anderes eine Rolle. Ich hörte einen jungen Mann sagen: „Die französische Sprache gibt mir Macht. Ich kann nach Norden, Osten und Süden fahren und überall versteht man mich. Ich kann mich mühelos bewegen in der weltweiten Francophonie. Ich kann französisch reden und afrikanisch denken!“

Die bisherige Schule von Adingnigou

links: Neugierig blicken die Primarschüler auf die fremden Besucher.

Verkauf von Holzkohle am Straßenrand. In den Städten ist das der häufigste Brennstoff. Dafür wird aber viel Wald gerodet!

Solarzellen werden inzwischen an allen Straßenrändern verkauft

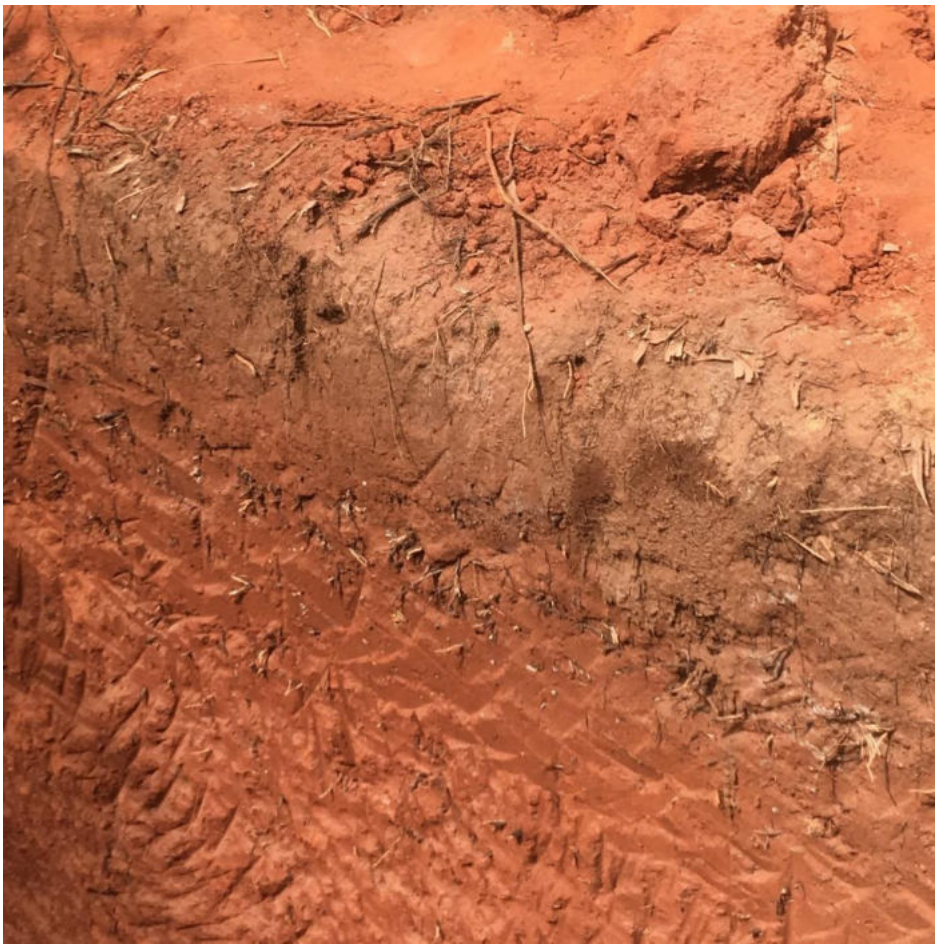
Man wirbt mit „Germany Quality – 25 Jahre“. Das Typenschild bestätigt aber nur, dass dieses Produkt den Richtlinien der „International Electrotechnical Commission“ entspricht; es kommt nicht aus Deutschland.

Dieser Händler verkauft 100 Wattpeak für 61 €. In Deutschland kostet diese Leistung aktuell 130 €.

Das Bürgerkomitee Steinhagen in NRW spendete eine neue Primarschule für das Dorf Adingnigou.

In der Nachbargemeinde steht eine Schule der chinesisch-beninischen Freundschaft.

Der Bau von Latrinen ist derzeit an vielen Schulen Benins die größte Baumaßnahme. Die Regierung verlangt sogar in jedem Haushalt die Anlage von Latrinien.



Der Boden im küstennahen Benin ist fruchtbar. Etwa 70 cm sind durchwurzelt. Das ist der mittlere Streifen in diesem Foto. Die rote Färbung weist auf hohen Eisengehalt hin.

II. Im Norden Benins

Parakou, die inoffizielle Hauptstadt Nordbenins mit aktuell geschätzten 200.000 Einwohnern liegt nördlich einer mächtigen Granitschwelle, die in West-Ost-Richtung zieht. Ihre Felsen sind gerundet und abgeschliffen, Jahrmillionen müssen sie unter Wasser gewesen sein. An vielen Stellen bildet der blanke Fels flache Rücken, die an die Landschaft Finnlands erinnern.

Das Erdreich im Umkreis von Parakou ist hart und nur flach durchwurzelbar. Ein solches Land kann nicht viele Menschen nähren. Die Hitze ist hier gegenüber der Küstenregion am Atlantik leichter erträglich, trockener und mit kühlenden Windböen durchsetzt.

Als ich in Parakou unser Hotel betrete, höre ich sofort den Dreifach-Ruf des afrikanischen Kuckucks, Geckos huschen durch den Garten. Das Hotel „Les Routièrs“ atmet französische Kolonialstimmung. Es hat schon bessere Zeiten gesehen. Aus der Dusche kommen nur Tropfen. Nach kurzem fällt schon der Strom aus. Parakou hat ein bisschen Frontière-Charakter; hinter der flimmernden Hitze lässt sich die Weite der Landmasse Afrikas ahnen. Das Hotel heißt ja auch „Les Routièrs“, die **Fernfahrer**. Eine ununterbrochene Kette von Lastwagen rollt nach Burkina Faso und Niger und von dort zurück an die Küste. Bestimmt ein halbes Hundert liegengebliebene LKW sahen wir auf der Fahrt nach Parakou, unter denen sich die Fahrer mühten, die Fracht wieder flott zu bekommen.

Baumwolllaster nach Niger. Alles rollt auf LKW von der Küste in die Binnenstaaten.

Saudi-Arabien finanziert in jedem Dorf Moscheen.

III. Das Dorf der „femmes transformatrices“ – Frauen, die etwas zu Produkten wandeln

Das Dorf **Boukoussera** (sprich: bukusera mit Betonung auf dem „a“) liegt 40 km südlich von Parakou am Westrand des 30 km^2 großen „Waldes von Tchatchou“. Stolz weisen die Dorfältesten gleich zu Beginn darauf hin, dass ihre Vorfahren ihn pflanzten und schützten, nicht die Regierung.

Boukoussera liegt im Stammesgebiet der **Peul**, einem Hirtenvolk. Die 1.500 Einwohner halten 800 Rinder, etwa ebenso viele Schafe und zahlreiche Ziegen. Ihre Rinder gehören zur westafrikanischen Regionalrasse. Sie geben zwei bis drei Liter Milch pro Tag. Die Peul nutzen natürlich auch das Fleisch, aber die wichtigste Einnahmequelle der Männer hier ist der Lebendverkauf von Rindern.

Das Dorf ist weiträumig, fast eine Streusiedlung. Die Flächen um die Anwesen sowie um Schule und Sportplatz sind sauber gefegt. Die Zwischenräume betrachten sie aber offenbar als Niemandsland; sie sind übersät mit **Abfällen**. Der Gedanke einer Abfallsammlung an zentralen Plätzen existiert wohl nicht.

In einem gepflegt wirkenden Gebäude verarbeiten die Frauen den Ertrag der **Cashew-Bäume**. Die stehen überall, sie sind mit ihren mächtigen Kronen und den großen länglich-runden Blättern sehr dominant. Cashews tragen kombinierte Früchte aus kleinen Äpfelchen und Nüssen. Viele Hände sind nötig, um die Ernte zu sammeln. Die Äpfel werden dann gewaschen und gepresst; der Saft gefiltert und auf 90 Grad erhitzt. Die Abfüllung erfolgt nur in 0,25 Liter-Flaschen, weil die sich am besten verkaufen lassen. Den Presskuchen bekommen die Tiere. Zum Erhitzen verwenden die Frauen Flüssiggas-Flaschen. Davon möchten sie wegkommen, weil die Flaschen über 10 km auf Mopeds aus der Stadt geholt werden müssen. In Zukunft soll eine Biogasanlage das Erhitzen des Presssaftes übernehmen.

Der Mehrzahl der Frauen war allerdings noch nicht bewusst, dass Biogas dafür verwendbar wäre; ebenso zum Kochen. Sie reagieren darauf aber sehr lebhaft und sagen „Die jungen Leute hassen es, in den Wald zu gehen und **Holz** zu hacken!“ Sie müssen das deshalb selbst machen und kommen oft zu spät zum Kochen heim. Außerdem wird das Brennholz knapp. Meine Frage, ob sie Kleinbiogasanlagen für jeden Haushalt bevorzugen, erhält eindeutige Zustimmung. Die Regierung verlange ja auch, dass jede Familie eine eigene Latrine baue und alle hätten auch persönliche Mobiltelefone.

In Boukoussera gibt es zwei Regierungsinvestitionen, einen **Sendemast** für Mobilfunk und einen gemauerten **Tretbrunnen**. Schon Mädchen mit vielleicht zwölf Jahren wuchten 25 L fassende Aluminiumschüsseln auf den Kopf und tragen sie in bewundernswerter Haltung bis zu 1.000 m weit nach Hause. Wasserholen ist eine Ganztagesarbeit!

Abschließend treffen sich alle am Versammlungsplatz unter einem riesigen Mangobaum. Ich genieße den kühlenden Windhauch, doch auch die Hitze ist trockener und viel leichter erträglich als im schwülen Küstenstreifen. Unsere Delegation wird mit Milch und Hirsebrei wieder auf die Reise geschickt. Der mild-säuerliche Geschmack ist eine Labsal im ausgetrockneten Mund.

Lehmhäuser mit einem Außenputz aus Kalk machen das heiße Klima Benins erträglich.

Das Kochen findet im Freien statt.

So sieht der typische Herd aus: Eine Lehmumrandung. Unter dem Topf brennt das Holzfeuer.

Mit der Nuß nach unten hängen die Apfelfrüchte der Cashew in den Bäumen.

Ein Cashewbaum, französisch Cajou.
Die leuchtend roten Äpfelchen zeigen an, dass nun die Zeit der Ernte kommt.

Ein Chashew-Apfel. Die Nuß ist hier bereits herausgebrochen. Diese Früchte werden zu einem hochwertigen Saft verarbeitet

Diese Bäuerinnen aus dem Dorf Boukoussera im dünn besiedelten Nordbenin verkaufen den hochwertigen Saft als Delikatesse. Selbstbewusst zeigen sie dem Energiebeauftragten des deutschen Entwicklungsministeriums ihr Produkt. Die Apfelpresse soll künftig nicht mehr mit Flüssiggas, sondern mit Biogas aus Abfällen und Ernteresten betrieben werden. Der Strom soll von einer Solarzelle kommen.

Den Cashew-Saft stellen die Frauen des Dorfes komplett selbst her.
Der Verkauf dieses hochwertigen Produkts in 0,25 Liter-Flaschen läuft gut. Die gesamte Wertschöpfung bleibt im Dorf.

Rinder hüten lernen bei den Peuls (sprich: pöl) schon die Kleinsten.

In den Yamwurzel-Feldern wird die Erde pyramidenförmig angehäuft. Sobald der grüne Trieb durchschießt, kann die Wurzel ausgegraben werden.

Das ist Maniok, ein Wolfsmilchgewächs.
Die stärkehaltigen Knollen wachsen unter der Erde.
Die eiweißreichen Blätter verarbeitet man in Westafrika zu Suppen und Salaten.
Die Stängel werden hier zur Neupflanzung einfach wieder in die Erde gestreckt.
„Von Maniok geht nichts verloren“, sagen deshalb die Bauern. Obwohl die Pflanze aus Südamerika stammt, ist sie in Schwarzafrika kulturell inzwischen tief verankert.

Maniok-Knollen verarbeiten die Frauen in den Dörfern zu gebrauchsfertigem Mehl.
Auf dem Foto ein Marktstand am Straßenrand mit Maniok-Mehl und regionalen Säften.

Das ist der traditionelle Ziehbrunnen. Mit einem Lederbeutel an einem 12 m langen Seil wird das Wasser heraufgezogen.

Der moderne Tretbrunnen von Boukoussera.

Die Frauen wuchten 25 L fassende Aluminiumschüsseln auf den Kopf und tragen sie in bewundernswerter Haltung bis zu 1.000 m weit nach Hause. Wasserholen ist eine Ganztagesarbeit!

Auf ihren Gemüsegarten ist die Bäuerin stolz.

IV. Armut und Sorgen im Dorf der Ackerbauern

Der Weg in das nächste Dorf führt als ausgeleierte Sandpiste an der stacheldrahtbewehrten und fast 5 km (!) langen Grenzmauer des Regionalflughafens Parakou entlang. Monnon ist ein Dorf des **Bariba**-Stammes. Das sind reine Ackerbauern; sie halten keine Wiederkäuer. Ich sehe auch nur Hühner im Dorf.

Gleich zu Beginn springt uns die allgegenwärtige Armut hier an. Viel Abfall liegt herum, obwohl sie wenigstens eine zentrale Grube dafür haben. Die verfaulten und lückigen Zähne schon junger Leute erschrecken mich. Etliche Kinder haben dicke Kugelbäuche wegen einseitiger Ernährung. Die Häuser haben Lehmwände und winzige Fenster. Beiläufig erfahre ich, dass man dadurch Diebe abhalten wolle!

Nach dem Rundgang treffen sich alle auch hier unter dem Mangobaum. Die Männer des Dorfrates sitzen uns gegenüber, die Frauen abseits.

Feldarbeit ist Männersache. Sie erzeugen Mais, Maniok, Baumwolle, Hirse, Cashew und Yamwurzeln. Einen Teil davon verkaufen sie. Das bringt aber nicht genug, um bessere Samen für eine „Massenproduktion“ zu erwerben. Die **Erntereste** lassen sie auf den Feldern. Einer sagt „Wir wissen nicht, was wir damit machen können. Manchmal kommen Peul und weiden drüber. Den Rest brennen wir an.“ Ein einziger Peul wohnt im Dorf. Als er vorgestellt wird, erhebt er sich höflich, schweigt aber ansonsten.

Auf meine Frage, ob sie die Erntereste lieber in den Boden einarbeiten oder für Biogas aufsammeln möchten, sagen sie „Beides!“ Das Holz werde immer knapper. An der Stelle winkt der Dorfchef die Frauen herbei.

Die Frauen erzählen, dass das **Brennholz** nicht mehr reicht. Sie müssen schon in andere Gemarkungen zum Holzsammeln gehen. Dort werden sie aber verjagt. Wenn es doch einmal gelingt, eine Fuhre zusammenzubringen, kostet der Transport ins Dorf mit einem Mietlaster 5.000 CFA (7, 63 €). Daher würden sie lieber Erntereste sammeln und mit Biogas kochen. Dass das geht, haben sie aber noch nie gehört.

Sie stellen Maniokmehl her, Sojakäse, Senf und die Heilsalbe Schibuta. Dafür brauchen sie viel Wasser. Zugleich hat das Dorf immer mehr Kinder. Sie müssen schon um 5.30 Uhr in der Dunkelheit zur Wasserpumpe gehen. Dort sind aber oft schon Frauen aus anderen Dörfern. Das **Wasserholen** geht den ganzen Tag über. Sie bitten, ihnen wenigstens das Kochen mit

den Ernteresten zu ermöglichen, wenn es das gibt. Ich stelle ihnen in Aussicht, dass **Sakiratou Karimou**, die ständig in die Lokalsprache übersetzt hatte, und der GIZ-Mitarbeiter **Bagoudou** aus Parakou wieder auf sie zukommen würden. Sie dankten sichtlich bewegt. Am Schluss beschenkten sie unsere Delegation mit einer Auswahl all ihrer Produkte.

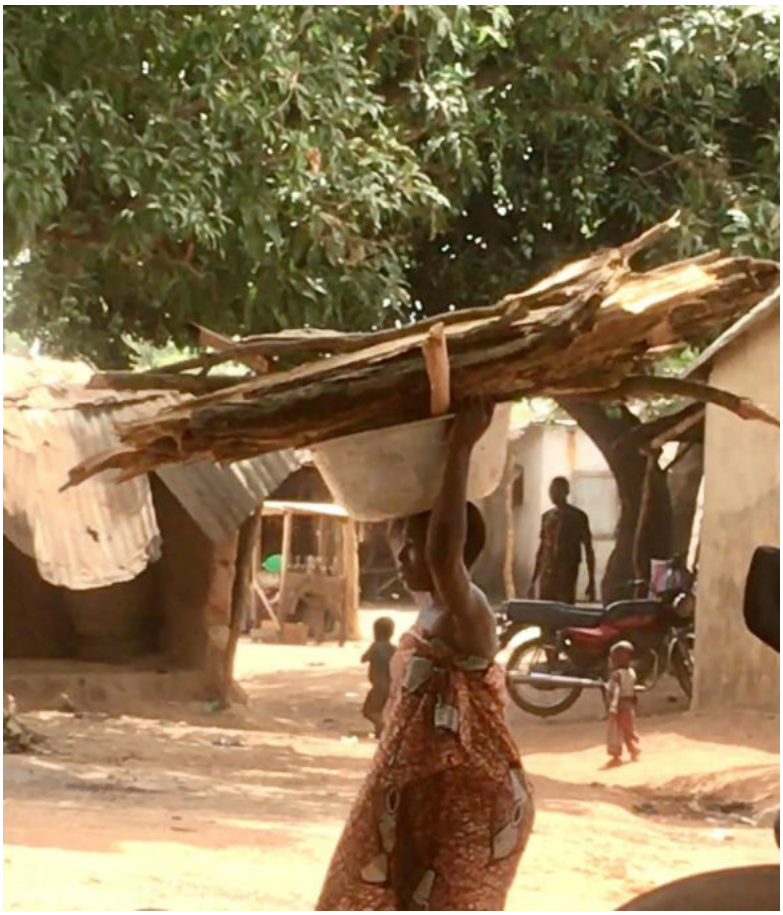
Um 15.00 Uhr fahren wir wieder ab. Das Thermometer zeigt im Schatten 39 Grad an.

Die Idylle im Dorf der Bariba trügt. Schreiende Armut, kaum Möglichkeiten für Körperhygiene, verfaulte Zähne schon in jungen Jahren, keine Intimsphäre. Rechts vorn der Herd; links das Holzfass, in dem die Frauen Maniok und Mais zerstampfen.

Kugelbäuche bei Kindern sind leider immer noch häufig. Sie gehen auf die einseitige Ernährung zurück.
Tagelang wird ihnen das Gleiche vorgesetzt.

Das elfjährige Bariba-Mädchen muss seinen kleinen Bruder tagsüber mitversorgen, hier beim Spülen und Wasserschöpfen am Dorfbrunnen.

Im Gegensatz zu vielen anderen Dörfern hat dieses eine zentrale Abfallgrube. Eine kommunale Abfallbeseitigung gibt es auf dem Land nirgends.



Feuerholz sammeln ist die Aufgabe der Frauen und Kinder.

Sie müssen aber immer weiter gehen, oft mehr als 10 km, um die notwendigen Mengen zu finden.

Während ich in Monnon am Ratstisch sitze, kommen Kinder mit Holzbündeln vom Sammeln zurück.

Josef Göppel (Mitte) am Tisch des Dorfrats von Monnon im westafrikanischen Land Benin. Links davon ein GIZ-Mitarbeiter. Es gibt ein drängendes Problem. Die Frauen finden nicht mehr genug Holz zum Kochen. Selbstgebaute Biogasanlagen aus Lehmsteinen sollen nun helfen. Mit den Abfällen von Menschen und Haustieren sowie Ernteresten vom Feld lässt sich genug Gas erzeugen. Eine 2018 in Triesdorf ausgebildete Energieingenieurin will das in die Hand nehmen. Die Frauen des Dorfes sagen, dann gefällt es den jungen Leuten hier wieder besser.

Foto: Ruth Atchoglo

Im März werden die Mangos reif. Dieser Mann erntet die Früchte mit einer Stange.

Bei den Ackerbauern am Rand der Trockensavanne ist es üblich, die Erntereste auf Haufen zusammenzuziehen und zu verbrennen.

Andererseits finden die Frauen nicht mehr genug Holz zum Kochen.

In Zukunft sollen die leicht transportierbaren Erntereste Eingangsstoffe für die Lehmbau-Biogasanlagen des Dorfes werden.

V. Enttäuschung in der Universität

Nach den ergreifenden Eindrücken in den beiden Dörfern ist das Gespräch in der Universität Parakou eine herbe Enttäuschung. Ich schildere zwar die Lebensumstände, die ich vorfand, doch drei der vier Gesprächspartner widmeten sich währenddessen ihren Mobiltelefonen. Als ich vorschlug, **Sakiratou Karimou**, die von der Universität Parakou zum Qualifizierungskurs 2018 des BMZ nach Deutschland entsandt wurde, solle doch nun ihre Vorstellungen zur Verbresserung der Lebenssituation des ländlichen Umfeldes der Stadt darlegen, meldete sich der bisher aufmerksam zuhörende **Nationale Koordinator** des Projekts ProCIVA im **Grünen Innovationszentrum** Benin. Er sagte, bevor Frau Karimou spreche, müsse er auf etwas hinweisen. Sie habe ihre Idee zu Mikrobiogasanlagen erst in Deutschland entwickelt. Im Grünen Innovationszentrum Benin gebe es keine Kompetenz in Biogas.

Daraufhin gehe ich nochmals auf die massiven Probleme im Ackerbaudorf Monnon ein.

Die Erntereste werden dort traditionell auf Haufen zusammengezogen und verbrannt. Die Aschenester bleiben liegen. Organischer Dünger steht nicht zur Verfügung, weil die Viehzüchter des Peul-Stammes nur sporadisch über die Äcker weiden. Andererseits finden die Frauen des Dorfes in der eigenen Gemarkung nicht mehr genug Holz zum Kochen. Sie gehen deshalb immer häufiger in fremde Gemarkungen. Von dort werden sie aber mit Stöcken vertrieben. Deshalb würden sie gern die eigenen Erntereste heimtragen, weil die leichter als Holz sind. Sakiratou hatte ihnen erklärt, dass in der Biogasgrube ein Dünger zurückbleibt, den man gut in Körben auf das Feld bringen kann.

Ich verlangte **mehr nachfrageorientiertes Handeln** anstelle wieder in Europa ausgedachter **spartenbezogener Angebote**. Das Programm Grüne Bürgerenergie könne und müsse auf die jeweilige Lebenssituation eingehen.

Am Schluss des Gespräches wurde ich von den Universitätsvertretern noch ein Wunsch an mich herangetragen. Deutschland solle in Parakou eine Fortbildung für Masterabsolventen wie in Triesdorf finanzieren. Dann entstehe Kompetenz.

Viele junge Leute in Benin wollen durchstarten. Perspektiven in ihrer Heimat sind ihnen lieber als ein Aufbruch nach Europa. Deutschland hat mit der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit die größte operativ handlungsfähige Organisation aller Industrieländer an der Hand. Sie muss jedoch mehr nachfrageorientiert arbeiten. Spartenbezogene Angebote aus Europa treffen nicht die Lebenssituation der Menschen.